

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1931**

190 (19.8.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Der Elektromonteur

Von M. Sotšenko

Ich will, Bruderherz, darüber nicht streiten, wer im Theater die allerwichtigste Person ist: der Schauspieler, der Regisseur oder gar der Fächler. Die Tatsachen sollen es beweisen, denn diese sprechen immer die berechtigte Sprache.

Diese Geschichte hat sich in Saratow oder in Simbirsk im südlichen Theater abgespielt. Man gab dort eine Oper, von der Mitwirkenden, denen es an Genialität nicht mangelte, wäre unter anderen auch der Elektromonteur Iwan Kujmisch Dulin zu nennen. Als man das Gruppenbild des Opernensembles im photographischen Atelier zu bewahren gedachte, drängte man den Elektromonteur in den Vordergrund. Technisches Personal loszusagen, und in der Mitte setzte man auf einen gepolsterten Sessel den Tenor. Dieses fleischhafte Vorgehen erbot der Elektromonteur Iwan Kujmisch Dulin ungemein. Doch er beherzigte sich und beifol, bei Gelegenheit es den Leuten beimzusagen.

Die Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten. Am nächsten Abend wurde die Oper „Boris Godunow“ gegeben. Musik von Mussorgski. Eine Viertelstunde vor Theaterbeginn kamen zu dem Elektromonteur zwei Fräulein zu Besuch. Es sei dahingestellt, ob die Damen einer Einladung des Elektromonteurs Folge geleistet haben. Ich weiß es nicht. Vielleicht trimpelten sie aus eigener Initiative hierher.

Nun benannten sie mit dem Elektromonteur fürchterlich zu flirten. Sie hätten auch nichts dagegen gehabt, wenn man sie in den Zuschauerraum hineingelassen hätte. Wollten gerne die edle Musik hören. Der Elektromonteur lachte. „Zu Besuch, Mesdames! Es sei! In Gottes Namen. Sofort bring ich Ihnen zwei Karten, ganz bestimmt. Bleiben Sie hier im Elektrohaus!“ Und er ging zum Direktor. Der Direktor sagte: „Heute ist ja, Bruderherz, Sonnabend. Menschen in Masse. Alle Plätze bereits besetzt. Wenn befehlen können unmöglich.“ Darauf der Elektromonteur: „Sie verweigern es mir also? Bravo! Dann gebe ich Ihnen heute meinen Dienst auf und verzichte auf die Beleuchtung Ihrer Fabrikation. Spielen Sie ohne mich! Möchte gern mal wissen, wer hier eigentlich wichtiger ist. Und wenn der Sessel im Mittelpunkt bei der photographischen Aufnahme ehrlich gebührt!“

Nach diesen Worten eilte Iwan Kujmisch Dulin in das Anlagehäuschen. Er landete das elektrische Licht zum Teufelsgraben, indem er es im ganzen Theater einfach ausschaltete. Iperrie die Anlage ab und setzte sich würdevoll auf eine Bank. Der Blitz mit den Fräulein erreichte jetzt seinen Höhepunkt.

Unterdesseu ging es im Theatergebäude drunter und drüber. Der Direktor lief in den Zimmern herum, als wäre in ihn der unreine Geist gefahren. Das Publikum tobte wie besessen. Der Regisseur mischte erbärmlich und zitterte vor Angst, daß man ihm das Gedicht in der Fingernäse fessele. Der Seldentenor jedoch, der sich in der Regel im Mittelpunkt photographieren läßt, meldete sich bei der Direktion und lagerte mit seiner edlen Tenorstimme: „Ich kann als Tenor in der Fingernäse nicht sitzen. Sobald es dunkler ist, geh ich nach Hause. Meine Stimme ist an solche Beleuchtung nicht gewöhnt. Engagieren Sie, bitte, für die Tenorpartie den Seldentenor, den Elektromonteur!“ Der Elektromonteur blieb ihm die Antwort nicht schuldig: „Geben Sie mit Ihrer Stimme ein! Sucht ihm, Bruder, in die Presse! Wenn er in Gruppenbildern sich immer im Mittelpunkt auf einen gepolsterten Sessel setzt, dann soll er auch die große Kunst zeigen, mit einer Hand zu singen und mit der andern das Licht einzuschalten. So 'n Mistvieh! Glaubst wahrscheinlich, daß ich einem Tenor die ganze Zeit leuchten muß. Heutzutage gibt es keine Tenöre mehr...“

Der Seldentenor schickte sich an, diesmal nicht von seiner Stimme, sondern von seinen kräftigen Armen Gebrauch zu machen, als plötzlich der Direktor erschien. „Wo sind diese verfluchten Kreaturen?“ schrie er atemlos. „Gleich werde ich den zwei Frauentimmern Plätze anweisen. Hof! Sie der Knud!“ Der Monteur lachte: „Hier sind die Damen, bitte schön! Gleich werde ich das elektrische Licht heranzubringen, da ich im Prinzip ein großer Anhänger der Stromerwertung bin!“

Nach wenigen Minuten erstrahlten sämtliche Glühlampen. „Also los!“ meinte der Elektromonteur. „Jetzt kann die Oper beginnen.“ Die jungen Damen begaben sich in den Zuschauerraum, und bald darauf ertönte die Musik.

Möge der gekochte Teufel darüber urteilen, wer im komplizierten Theatermechanismus die allerwichtigste Rolle spielt. . . . (Deutsch von S. Borissoff.)

## Junge Fechter

Paul Parich, der Dichter des großen Handwerksburschenromans „Von Einem, der ausso“, starb in der Nacht vom 2. zum 3. August 1931. Wir bringen nachstehend ein Kapitel aus diesem großen autobiographischen Werk, von dem man wohl sagen kann, daß es das flüchtigste Buch vom wandernden Handwerksburschen geworden ist. Dichter wie Deigo von Villencor, Friedrich Schrad, Robert Hohbaum, E. S. Kolbenheuer, Paul Keller, Franz Karl Gintner u. a. lieben den Dichter und sein Werk und finden Worte begeisterten Lobes. Die deutschen Schullebücher haben im Grunde entnommen, die Schulbehörden von Canada nehmen das Buch für den Unterricht in der deutschen Sprache. 1900 erschien eine neue, modern ausgestattete Gansleinenausgabe für nur 3,75 RM. im Bergströmverlag in Breslau.

Den anderen Morgen wurden wir zeitig geweckt durch das Geräusch, das der Pferdewechter beim Füttern und Putzen der Pferde verursachte. Wir standen auf, wuschen an der Pumpe im Hofe unsere Gesichter und waren schnell fertig. Die Luft ging kalt, und mich froz. Das Morgenrot aber entzündete in meinem Gemüt das Feuer einer goldenen Zukunft.

Doch bald empfing ich die Lehre, daß ein Handwerksbursch sich seinen Socken aus der Hand schneiden, aber keinen zierlichen Sparschloß mit auf die Welt nehmen soll. An meinem Stöckchen, das ich mit Hilfe eines mir befreundeten Bildhauerlehrlings aus veredeltem Kiefernholz gefertigt hatte, war wahrscheinlich der Pferdewechter gefallen geblieben. Ich erinnerte mich, daß er am Abend den Stöckchen betrübt hatte. Vergessenslustig und fragte ich nach dem hübschen Kunstwerke. Der Mensch nannte uns „dreifache Bettelrad“ und piffte nach den Socken. Wir gingen fort, ohne uns in einen Kampf einzulassen.

Nach mehrstündigem Wandern erstand ich in einem Wirtshaus ein reichliches Frühstück aus Brot, Butter und Salz. Mir war die Kriegesfeste anerkant worden, weil ich die tiefste Solientafel besaß. Hinter dem Dorfe suchten wir am Wege ein halbwegs trodenes Plätzchen, frühstückten und liehen uns von der Frühstunde beiseite. Johann meinte, es sei eine Schande, daß wir uns Brot kauften. Wir liehen gar keine richtigen Handwerksburschen. Franz und ich gaben ihm recht, und wir beschloßen, in der nächsten Ortschaft zu fechten.

Stolz marschierten wir alsbald auf das bedrohte Dorf los. Mit roten Ziegelsteinen, weißen Mauern, schwarzen Schornsteinen und einem hohen Kirchturm sah es unierer Anblick entgegen. Da die Häuser massiv gebaut waren, nahmen wir an, daß sie von wohlhabenden Menschen bewohnt seien, und daß wir auf reiche Beute zu rechnen hätten. Am Eingange des Dorfes spielte eine Schar Kinder und einen schon halb verschmolzenen Schneemann. Ein sottiater Hund bellte mit rauerer Wut auf uns ein.

„Jetzt fecht, Julius! Du mußt anfangen!“  
„Warum denn ich? Gehe ich doch alle zusammen in ein Haus!“  
„Du bist wohl verrückt? Hast du schon gesehen, daß drei Handwerksburschen auf einmal in ein Haus fechten?“

„So geh du doch zuerst!“  
„Der Älteste fängt an! Mach feine Fazen und schief los!“  
Johann stieß mich auf ein Gebot zu. Ich sträubte mich, da jetzt am frühen Morgen, noch kein Mensch einen Handwerksburschen erwartete. Aber er blieb unerbittlich. Ich ließ schon adht oder gar neun, ich sollte nicht so stöckig sein. Wenn ich nicht wollte, verlor er den auf ihn fallenden dritten Teil des Geldes und acht allein weiter. Mit solchen Schlafschwänzen, wie wir, machte ihm das Wandern keinen Spaß.

Franz zeigte mir eine feindliche Miene, obgleich er ebenfalls geschloffen wurde. An Johanns Gunst war ihm viel gelegen, an der meinsten weniger. Wenn Johann den Vorschlag gemacht hätte, mich zu verstoßen, wäre Franz ohne Zaudern dazu bereit gewesen. Ich war mir der ständigen Gefahr bewußt, in der ich mich befand, und um die Eintracht zu erhalten, überwand ich oft meinen Anmut. Sie waren ja doch beide, solange sie sich in guter Laune befanden, recht brave Menschen, wenn sie auch untereinander nichts vom Dichten wissen wollten. Des Friedens wegen gab ich nach und seiate mich bereit, im nächsten Bauernhause zu fechten.

Doch vor dem Hause entdeckte ich, daß der Düngerhaufen im Hofe recht klein war. „Die haben zu wenig Vieh, die haben nichts!“  
„Ohne ein waffendes Gebot gefunden zu haben, erreichten wir das Ende des Dorfes. Ein Johanns Zorn zu beschwichtigen, ließte ich den Schwur, in dem dann folgenden Dorfe ganz bestimmt zu fechten, gleichwohl, ob dort die Düngerhaufen groß oder klein seien. Dershart schritt ich voraus, entschlossen, mein Wort zu halten.

Dem großmäuligen Freunde wollte ich zeigen, was ich leisten konnte. Ich gelangte aber tief in das Dorf, ohne ein Haus zu finden, das mir für meinen Zweck geeignet erschienen wäre. In jedem Gehöft schreckte mich irgendetwas ab. Hier war es ein Hund, dort eine Person, die im Hofe weilete und wenig freundlich ausah, dann wieder erinnerte mich ein Haus durch seine Bauart an einen geizigen Bauern in meiner Heimat, und beim Betrachten anderer Häuser und Höfe gewann ich den Eindruck, daß die Bemöbnet arm seien. An einem großen Bauernhause ging ich vorbei, weil es Wohllichkeit hatte mit dem Gute meines Vormundes. Aber da ich unmöglich wortbrüchig werden konnte, blieb ich schließlich vor einem Hofstare stehen. Nachdem ich einige Male leise den Spruch hergesagt hatte: „Ein armer reisender Handwerksbursche bittet um eine Unterstüßung“, bis ich die Zähne zusammen, klinkte das Tor auf und drang hinein in den Hof.

Im Hausflur stand eine Frau am Butterfaß. Ich war so verzerrt und aufgeregt, daß mir der Festbruch nicht einfiel. Doch sie erriet, was ich wollte, deutete nach einer Tür und sagte, ich sollte hineingehen. Die Tür stand halb offen, und ich trat, der Weisung gehorchend, in die Stube. Am Bettende lag ein häßlich gekleideter, eine andere Frau und trankte ein Kind an der Brust. Sie sah so blaß und so ängstlich aus, daß ich plötzlich ein inniges Vertrauen zu ihr empfand. Ich trat auf sie zu, doch sie stieß einen gelben Hülfschrei aus. Vestia erschrocken wich ich zurück und wollte davonlaufen, im Hausflur aber zwang mich die Frau vom Butterfaß am Kermel und drückte mir ein Hühnerlei in die Hand. Aus der Stube erscholl die klagende Stimme der Bäuerin: „Das Bettelrad wird alle Tage frecher! . . . Ein Bettelrad wird ma überfallen. Der Schandarm fimmert sich gar nimm nicht drum!“ Und sie hatte so mild und so schön wie die Himmelsmutter ausgesehen mit ihrem Kinde am weichen Busen. . . . Schnell rannte ich zum Hofe hinaus. Das Ei tröstete mich. Triumphierend hielt ich es den Freunden entgegen. Sie freuten sich mit mir, und Johann sagte belobend: „Na fechte!“

Franz meinte linnend, wenn wir alle Tage Eier frigten, würden wir ganz gut leben können in der Fremde. Ich ermahnte jetzt die Freunde, ihre Pflicht zu tun, da ich die meinte getan habe. Er munterte durch meinen Erfolg, begab sich jeder in ein Gehöft. Aber beide fehrten mit leerer Hand zurück, Johann schimpfend, Franz traurig.

„Es kommen zu viele!“ hatte Johann zur Antwort erhalten, und Franz war abgewiesen worden, weil es Frühjahr sei, wo es doch überall Arbeit gäbe.

Hinter der Ortschaft erwochen mir die Frage, was mit dem Ei gechehen sollte. Johann war geneigt, es auszurufen. Er meinte, daß er zufällig Appetit auf ein rohes Ei habe. Ich lehnte seinen Wunsch empört ab und schlug vor, das Ei hart zu kochen und in drei gleiche Teile zu zerlegen. Feinebacktes auf ein Brot gestreut, schmecke vorzüglich, und wir könnten uns auf solche Weise das feinste Nahrungsmittel bescheiden. Wir kamen überein, trodenes Gras, Papier und Reits zu sammeln, Feuer anzuzünden und unieren kostbaren Schatz in einem Erdenbe zu kochen. Ein Feuer brachten wir mit einiger Mühe zustande, an Wasser war auch kein Mangel, doch ein Zopfischer Stein zu finden. Ich hielt das Ei mit der Hand über das Feuer. Da knackte plötzlich die Schale, und das flüssige Geib rann in die Pfanne.

Johann fand zuerst die Fröhlung wieder. Er drückte das Feuer aus und suchte zu retten, was zu retten ging, indem er die Pfanne wegbes und das Dotter so gut als möglich aufwickelte.  
„Hätt ichs nur bald genommen und ausgeoffen!“ rief er ärgerlich.  
Franz und ich grämten uns den ganzen Tag über den schweren Verlust.

Jugend, Erziehung und Politik. Vom 2. bis 5. Oktober 1931 veranstaltet der „Bund Entschloßener Schulreformer“ in Berlin-Schöneberg einen öffentlichen Kongreß mit dem Thema: „Jugend, Erziehung und Politik“. Redner: Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung Adolf Grimme, Dr. Eugen Diegel, Dozent Dr. L. E. Telar-Wien, Lehrer Richard Weichst, M.d.R., Toni Pfiffel, Schulrat Erich Niebue, Studentat Martin Weie, Dr. Fritz Heling, Lehrer Sol. Rudolf, Oberstudienrat Dr. Erich Schönebeck, Dr. Heinrich Müller, Marieje Sonnabend, Dr. Reinemann, Professor Paul Deitrich. Im Anschluß an die Tagung Besichtigungen. Gemaltelmerkarte 6 A. Anfragen und Vorkauf: Albert Lens, Berlin D. 17, Hohenlohestraße 9.

## Der lust'ge Babbenheimer

Valentin Traudt

Nachdruck  
verboten

25 Erschienen im Wasser-Main-Verlag (J. Kämpfer, Kassel)

Wieder stand er nach dem Frühstück am Fenster bei seinem Tabakstisch und stopfte sich seine Pfeife, als sein Weib mit rachen Schritten auf ihn zukam, am Kermel zurte und mit hüpfender Stimme sagte: „Es war aut, daß ich die Marie beimgeschickt hab. Die höchste Zeit war 's gewe. Sie hat 'n kleine Bub trient. Ich hab mir 'n gleich angequadt. Er hat nix untrem Aug.“

In den letzten Worten lag ein wenig Hänkelton.  
Aus ihren großen, festen Augensternen trat ihm ein kalter Schein ihrer unzärtlichen Seele.

„So“, sagte er trocken und bußte, indem er die ersten Züge tat.  
„Ja un du?“

„Kann ich 'was vor dei böse Gedante?“  
„Mer hat doch sei Erlarunge gebabt?“

„Ich auch.“  
„W!“

„Der Babbenheimer hat auch nix mit 'r gebabt. Der Pfarrer hat 'n gehellt.“

„Da wird 's vom Appelbaum gefalle sei. Die Sache geht uns nu ja nix an.“

„Wosun also das Geschwäs?“  
„Aber mei Gedante oll die Zeit her?“

„Mer sich so Gedante macht, der is selber schuld dra. Mer darf net immer in 's dreifache Wasser gude. Was kann 'n anderer vor dei Gedante?“

„Helt nur die Luft an un sei net so ode enaus. Du hast das gar net nötig.“

Sie sagte das in hart strafendem Ton und setzte nach einer Weile hinzu: „Grad die auf der Nachbarschaft habe was anderes gebacht un hätte 's uns vergönnt wege dem Babbenheimer, den d' auf 'n Hof nimmt.“

„D' hört ja, daß ich auf alles buite.“

„Aber die Wallener habe so gebacht. Sie babe auf uns gequadt un 'n Reinfall erwartet.“

Sie lächelte herb.

„Das läben se gern, wenn der Umhofer wieder blede müßt. Das war, Frau Nachbarsche!“ Sie machte einen leichten Knicks.

„D nei, der Umhof geht net bergab, o nei. Frau Nachbarsche! Aber das wollt ich d'r bei der Gelegenheit noch srede, halt den Babbenheimer knapp un überleg d'r, ob d' net die Jagd fahre

lasse kams! S' bringt nix ei un frist dei Gesuntheit. No ja, un 750 Mark auf die Kasse lese, is auch lei Pappstiel. Mit dei'm Sufte is das nix mehr.“

„Ich hab grad gedacht, wann d' den Babbenheimer kriegt, dann wird's was mit der Jagd. Dort, der kennt sich in jedem Waldwinkel aus. Der hat am End auch den starke Bod — mer darf 's ja net laut srede — geschosse?“

„Aber der kann d'r doch 'n Sufte net abnehme? Mei kamsst d' 'n wobl nauhschide. Ueberleg d'r aber, ei Knecht, der auf die Jagd geht? Ei Knecht! So 'was gäb 's auf der ganze Welt net noch 'mal. Un erst, wann d' mitingst! Der herr vom Hof un sein Knecht aehn auf die Jagd. Was sollte die Zeit dazu srede? Das leid ich net. Außerdem hat he auch die auf 'm Hof genut Arbeit un kann net nächtelang auf 'm Anstand sise. — Un was kann d'r noch passier'n? — Wann er was hingelacht hat, perklopt er's heimlich an 'n Buttermann. Die Jagd geh uf un leb deiner Gesuntheit.“

„Das will überlet sei. Dort, was is mit 'm Umhofer los? werde die Wallener frage. Is der am Schleife? Mit dem Babbenheimer das geht net. Da hast d' recht, Dort, Aber das Ganze?“

Er ruffte; aber es kam keine Rauchwolke, wie er sie liebte. Dann wühlte er mit dem rechten Zeigefinger in dem Pfeifenkopf, strich ein Sölschen an, sah gedankenvoll zu, wie das Flämmchen aufzünagelte, bles es aus und klopfte die Pfeife auf den Blumenstöpsen aus. Das ist gut gegen die Blattläuse.

„Der Umhofer muß doch noch trage könne, daß sei Herr auf die Jagd geht.“

„Die 750 Mark kann 'r aber noch leichter trage. Mann.“

„D' wirft mit ein'm Mal so genau, Dort? Vor wen dann? Warum nur?“

„Weil ich alleweil immer mehr Spaß dran habe. Mit 'm Butter, an Eiergeld kann ich jetzt 'n ganze Hausbalt befreite. Mann hab ich in letzter Zeit von d'r 'n Pfennig verlangt? Un ich hab auch noch ei paar Pfennig auf der Seit. Un da dent ich, d' könnt auch noch 'was sparn'n. Wovoo? Mer kann vielleicht noch ei Wiederke taufe?“

„Dann hab ich nix mehr, Dort.“

„Nix mehr?“ Sie stemmte entrüßet die Arme in die Seite. „Is ei schö Sparstaschbuch nix? Is das nix, 's heißt, der Umhofer hat das Wetstüch im Gemeng gekauft? Wo will der noch raus? Un was anderem könne mer doch kein Spaß habe?“

Es tat dem Bauern mer noch kein Spaß zu hören. Er hatte sich das noch gar nicht so vorgestellt. Für nichts zu schämen? Und er sah sein Weib mitleidig an und fant dabei in sich zusammen. Für nichts? Nur für fremde Menschen. Das war

wahrschäft sehr hart. Er leste unwirlich die Pfeife in die Fensterede und bellang sich lange.

„S is ja noch net aller Tage Abend“, stieß er endlich hervor, nur um etwas zu sagen.

„Da hast d' recht, also schaffe mer weiter. Das Unglück is vorbeigange. Die Wallener müße 'n Mund halte un dürte nur noch srede, der Umhof is in guter Hand, der kommt vorwärts.“

„Das soll alles sei?“

„S is vorläufig genug.“

Dann schlopfte sie und wandte sich zur Tür.

Der Bauer nahm seine Pfeife wieder.

„Mer soll an nix denke“, sagte er trostlos. „Rein an gar nix mehr. Die Senf' her, den Pflug her, glatte Güal in 'n Stall un drauf un dran!“

„Wie sich 's gehört.“

Damit klinkte sie die Tür auf und sagte noch auf der Schwelle: „Mit der Jagd hört's auf. Ganz gewiß.“

Man geht aber doch nicht nur auf die Jagd wegen eines Rebhods, eines Hasen oder einiger Rebhühner. Darauf war es ihm net angekommen. Einmal draußer mit sich allein zu sein, ein anderes Mal mit Bekannten zusammenzukommen, einen fröhlichen Abend in einem Nachbardorf zu verbringen. Das gehörte doch auch dazu. Und dann auch im Mai, un mit den Weibern und Mädchen im Pfanzgarten Anspan zu schwätzen, Anspan, wie man ihm dabeim nicht wagen darf. Wie bringt die ein guter Schnaps zum Zugsen! Und dann so ein Abend, wenn die Holstauden einfallen, und die Rede auf die Waldwiesen ober in den mannschoten Roggen treten. Der Mond kommt, die Gule ruft und es rauscht und raunt sich so heimlich. Es ist, als ob sich die Geister des Waldes heimlich Zeichen gäben. — Wer will denn alles wegnehmen? Das soll alles aufhören? Bah, es wird sich vor dem Wklauf der Nachtzeit kein Anebmer finden. Der Sufte wird auch vorübergehen und der Druck auf der Brust und die Müdigkeit. Gut ist's daß davon die Frau nichts weiß. Dem schlechten Wetter kann er aus dem Weg gehen und bei Frost kann er hinter dem Ofen hoden bleiben. Allerdings ist er dann nur ein halber Jäger. Geisig wird die Dort. Ganz etwas Neues. Oder war ihre Mädchenverochst auch nur Geis gewesen? Ein ausgelammter Abend bei der Michelsberger Wirtstau, die so schmudelige Erträschen aufstehen kann, ist mehr wert als zehn Mark, läubertlich eingetragten in's Sparkastenbuch. Sedats Pfennig Finlen mehr im Jahr! So ein Keil wie der Babbenheimer kann das nicht und tut das nicht wenn ers kann. Und er, der große Umhofer, soll das als etwas Wichtiges ansehen?

(Fortsetzung folgt.)